

Predigt zu Fronleichnam, erschienen in der Zeitschrift:
Der Prediger und Katechet 141 (3/2002), 426-429

Zielsatz: Im Empfang der Eucharistie zeigt sich eine Verbundenheit mit Gott, die noch näher und intimer ist als die körperliche Vereinigung zwischen zwei Menschen.

Liebe Mitchristinnen und Mitchristen!

Fragt man uns Christen, wo unser Gott wohnt und wie wir ihm am intensivsten begegnen, so zeigen wir seit der Stunde des Abendmahls auf ein Stückchen Brot und einen Becher Wein und sagen: Wenn wir dieses essen und trinken, ist Gott in uns und sind wir in ihm. Denn seit der Stunde des Abendmahls spricht der Priester bei der Wandlung in der Hl. Messe im Auftrag und im Namen Jesu diese Worte: Nehmt und eßt alle davon, das ist mein Leib, das ist mein Blut.

Aber welch seltsamer Ritus, bei dem wir Christen behaupten, Fleisch und Blut Jesu zu essen! An Mißverständnissen hat es im Lauf der Kirchengeschichte dann auch nicht gefehlt. In der Urkirche wurden die Christen schon in den ersten Jahrhunderten mehrfach beschuldigt, sie betrieben bei ihren geheimen Zusammenkünften Kannibalismus. Und im 16. Jahrhundert ging bei den nordamerikanischen Indianern das Gerücht um, der Leichnam des Christengottes werde in deren Kapellen in einem Kasten auf dem Tisch aufbewahrt und die Missionare würden davon essen.

Doch es gibt in der Geschichte jedes Menschen eine Lebensphase, in der er sich tatsächlich vom Fleisch und Blut eines anderen ernährte: es ist die Situation des ungeborenen Kindes im Mutterleib, das von seiner Mutter "behaust" und genährt wird.

Hänsel und Gretel

Diese Sehnsucht nach dem mütterlichen "Lebkuchenhaus", das Schutz und Nahrungsquelle zugleich ist, kann den Menschen aber offenbar in tödliche Bedrohung bringen. Nicht zufällig ist das Märchen von Hänsel und Gretel eines der am besten bekannten aus der Sammlung der Brüder Grimm.

Der Säugling und das Kleinkind erleben sich in einer fraglosen Einheit mit der Mutter, mit der Umwelt überhaupt. Die Fürsorge, die das Kind empfängt, genießt es fraglos. Die Zeit des Einsseins mit der Umwelt und mit den Eltern ist nun für Hänsel und Gretel vorbei. Den an sie gestellten Anforderungen würden die Kinder sich am liebsten entziehen, vielleicht an einem Platz Unterschlupf suchen, wo niemand sie finden kann, am besten auf dem Schoß der Mutter, oder noch besser - hineinschlüpfen. Aber bei aller Liebe, das geht nun mal nicht. Was vorbei ist, ist vorbei.

Das Lebkuchenhaus im Wald ist natürlich eine ungeheure Verlockung für sie, die hungrig und müde sind. Es bietet nicht nur Schutz und eine sichere Unterkunft, sondern hat darüber hinaus noch den Vorzug, nahrhaft zu sein, und es mundet den Kindern offensichtlich ausgezeichnet. Die Kinder vergessen zunächst, daß sie gar nicht mehr so klein sind, wie sie sich nun benehmen.

Im Märchen verhalten sie sich wie Kleinkinder, die sich versorgen lassen und die Essen und Trinken, Zuwendung und Wärme genießen. Das Lebkuchenhaus repräsentiert ein Leben auf der Stufe sofortiger Bedürfnisbefriedigung. Das Sich-Einverleiben des Hauses symbolisiert das gierige und genießerische Essen. Ein Lebkuchenhaus, welches man "aufessen" möchte, ist ein Symbol der Mutter, die tatsächlich ja das Kind mit ihrem Körper ernährt.

Doch plötzlich dreht sich der Spieß um, und nicht mehr die Kinder sind die unbeherrschten Esser, sondern sie selber sollen gefressen werden. Die Hexe symbolisiert die Gefahr, die eine nicht erfolgte Trennung von der Mutter in sich birgt. Bleiben Mutter und Kind über die früheste Kindheit hinaus in starkem Maß aufeinander fixiert, weil das Kind sich angstvoll mehr denn je an die Mutter klammert oder weil die Mutter selbst ihr Kind nicht loslassen kann, dann droht Böses.

Das Märchen warnt vor den Gefahren, die Herausforderungen und Schwierigkeiten des Lebens dadurch lösen zu wollen, daß man zurückzukehren versucht in ein phantasiertes Schlaraffenland. Es endet damit, daß die Helden der Geschichte mit den Schätzen ihrer Lebenserfahrung "nach Hause" zurückkehren und daß sie dort ihr Glück finden würden.

Brot und Wein

Die "Lösung" für die Bewältigung der Herausforderungen des Lebens, welche der eucharistische Ritus anbietet, in dem Brot gegessen und Wein getrunken wird, unterscheidet sich mehrfach von der Weisheit des Grimm'schen Märchens. Zunächst fällt auf, daß der Blick der Teilnehmer der Eucharistie zwar zurück auf Christus gelenkt wird, aber dann auf die vor ihnen liegende Zukunft. "Beschütze deine Kirche auf ihrem Weg durch die Zeit", betet der Priester nach der Wandlung, "laß uns mit dir, wie du verheißt hast, zu Tische sitzen in deinem Reich."

Es ist also zu unterscheiden zwischen dem verlorenen Paradies und dem Reich Gottes. Diese Unterscheidung scheint gar nicht so einfach zu sein. Als der jüdische Ratsherr Nikodemus sich bei Nacht mit Jesus bespricht (Joh 3), mißverstet er die Aussage Jesu: "wenn jemand nicht von neuem geboren wird, kann er das Reich Gottes nicht sehen" offenbar als Aufforderung zur Regression, zur Rückkehr in frühe Formen der Mutter-Kind-Beziehung, ja sogar zur Rückkehr in den Mutterleib. Nikodemus reagiert deshalb befremdet auf die Worte Jesu und fragt ihn: "Wie kann ein Mensch, der schon alt ist, geboren werden? Er kann doch nicht in den Schoß seiner Mutter zurückkehren und ein zweites mal geboren werden?"

Aber Jesus spricht nicht vom Paradies, das hinter uns liegt, sondern vom Reich Gottes, das vor uns liegt. Offenbar ist die Sehnsucht nach dem verlorenen Paradies tief in jedem Menschen angelegt. Jeder war schließlich einmal, nämlich in der vorgeburtlichen Zeit dort. Doch dahin zurückzukehren, ist in der Tat unmöglich. Die Tür ist verschlossen, und vor der Paradiesespforte steht der Cherub, an dessen Flammenschwert sich jeder blutige Wunden holt, der es dennoch versucht. Das Märchen von Hänsel und Gretel ist da noch drastischer.

Als Nahrung auf dem Weg ins Reich Gottes bietet die Eucharistie Brot und Wein. Jesus wählte eben nicht die Gaben des Paradieses, Milch und Honig, die die Natur von sich aus hergibt. Jenseits der Pforten des Paradieses müssen wir Menschen für Brot und Wein, das Lebensnotwendige und das Festliche, selber und im "Schweiße unseres Angesichtes" hart arbeiten.

Dies führt zu einem letzten Aspekt. Wie nahe können Menschen einander sein, ohne miteinander zu verschmelzen und damit ihren Selbststand als Person zu verlieren? Eine Umarmung, ein Kuß kann sehr viel Nähe ausdrücken, würden wir antworten. Die intimste körperliche Nähe, die Menschen zueinander haben können, ist die sexuelle Begegnung. Aber im Essen des Brotes und im Trinken des Weines drückt sich eine Nähe aus, die noch näher und intimer ist. So nah, so innig, sagen die Christen, möchte ihr Gott mit den Menschen zusammensein. Eine noch größere Nähe und Intimität gibt es nicht, weil es nicht "mehr" zu erhoffen gibt als die Gemeinschaft mit Gott.

Dies ist die Situation von uns Christen in der Welt: Wir verkriechen uns nicht mit regressiven Verschmelzungswünschen in einer herbeiphantasierten heilen Welt. Das Paradies liegt hinter uns, das Reich Gottes vor uns. Wir erhoffen nicht mehr Milch und Honig aus dem verlorenen Paradies, sondern haben die Gaben von Brot und Wein, Notwendiges und Festliches, für den Gang durch die Welt.

Der lateinamerikanische Dichtermönch Ernesto Cardenal hat es einmal so ausgedrückt: Wir sind noch nicht im Festsaal angelangt, aber wir sind eingeladen. Wir sehen schon die Lichter und hören die Musik.

Hermann Kügler SJ